

1A ed.

Gerhard Helbig

Grammatik im Kreuzfeuer

DUDENVERLAG
Mannheim · Leipzig · Wien · Zürich

DUDEN-BEITRÄGE

zu Fragen der Rechtschreibung,
der Grammatik und des Stils

Herausgegeben von der Dudenredaktion unter Leitung
von Günther Drosdowski

Heft 52

Rede Gerhard Helbigs anlässlich der Ehrung
mit dem Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim
am 16. März 1994

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Helbig, Gerhard: Grammatik im Kreuzfeuer:

[Rede Gerhard Helbigs anlässlich der Ehrung
mit dem Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim
am 16. März 1994] / Gerhard Helbig. –

Mannheim; Leipzig; Wien; Zürich: Duden-Verl., 1994

(Duden-Beiträge zu Fragen der Rechtschreibung,
der Grammatik und des Stils; H. 52)

ISBN 3-411-05611-8

NE: GT

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten

© Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus AG
Mannheim 1994

Satz: SCS Schwarz Satz & Bild digital, L.-Echterdingen

Druck und Bindearbeit: Progressdruck GmbH, Speyer

Printed in Germany

ISBN 3-411-05611-8

Grammatik im Kreuzfeuer

Von L. Weisgerber, dem I. Dudenpreisträger (1960), stammt ein Aufsatz mit dem provozierenden Titel »Grammatik im Kreuzfeuer«, mit dem er die Rolle der Grammatik im Rahmen seiner inhaltbezogenen Sprachwissenschaft neu bestimmen und zugleich einschränken wollte. Die Grammatik schloß für ihn zwar die Wortlehre und die Wortbildungslehre ein, beschränkte sich aber auf die Betrachtung der Sprache als »Ergon«, war insofern nur »Zwischenstufe, wenn man will, ein notwendiges Übel«.¹ Innerhalb dieser Beschränkung kam es ihm darauf an, über die alten, bisher vorherrschenden nur laut- und formbezogenen Methoden hinauszugehen und statt dessen die Sprachinhalte (die bei ihm Ausdruck einer muttersprachlichen »Zwischenwelt« waren) als Maßstab zu setzen. Nur so erschien es ihm angemessen, Grammatik als Vorstufe zu einer vollen Sprachwissenschaft zu betrachten, die ihrerseits die Sprache in allen Dimensionen (laut-, inhalt-, leistungs- und wirkungsbezogen) erfassen soll.² Das bedeutete auch eine Zurückweisung des Denkens in »Funktionen« von Formen und in »Bedeutungen« von Wörtern, weil diese Termini für ihn lautbezogen waren und den Blick auf die Sprachinhalte verstellten.³

Damit verband Weisgerber bestimmte Schlußfolgerungen für den praktischen Schulunterricht: Wie die Grammatik im wissenschaftlichen Bereich ihre Rolle habe als »unvermeidliche Durchgangsstelle zum Erkennen der Sprache als ›Energeia«⁴, als wirkende Kraft, so müsse die Grammatik auch in der Schule – als

Lehre vom sprachlichen Wissen – den anderen Bereichen von sprachlichem Wachsen, Können und Wollen neben- oder gar untergeordnet⁵, müsse sie der »Ganzheit muttersprachlicher Erziehung« dienstbar gemacht werden.⁶

Weisgerber spricht deshalb auch zugespitzt, auf den wissenschaftlichen Sektor bezogen, von einem »Ende des Zeitalters der Grammatik«, auf die Schule bezogen, von einem »Ende einer bestimmten Form des Sprachunterrichts: der Grammatik«.⁷

Diese Diagnose Weisgerbers hat sich so nicht bestätigt – der Patient ist keineswegs gestorben, ganz im Gegenteil: Die Grammatik hat sich seitdem intensiv und rasch weiterentwickelt. Nach wie vor steht sie aber im Kreuzfeuer der Kritik, Anlaß genug, diese alte Weisgerbersche Thematik erneut zum Gegenstand unserer Betrachtung zu machen. Allerdings hat diese Kritik ihre Ausgangspunkte und ihre Zielrichtungen wesentlich geändert; sie hat ihre Wurzeln teils in der Grammatiktheorie und ihrer Gegenstandsbestimmung, teils in der (praktischen) Grammatikographie, teils auch in der Praxis von Anwendungsbereichen (vor allem im Sprachunterricht). Deshalb erscheint es sinnvoll, auf einige dieser Aspekte einzugehen, unter denen die Grammatik ins Kreuzfeuer geraten ist oder gerät – diesmal mit dem Zweck, dem Patienten nicht den Tod zu prophezeien, sondern nach Kräften zu seiner Heilung beizutragen.

Ein Grund dafür, weshalb die Grammatik immer wieder Gegenstand von Auseinandersetzungen ist, liegt in ihrer Gegenstandsbestimmung: Grammatik ist einerseits oft zu eng, andererseits manchmal zu weit aufgefaßt worden. Wenn sie zu eng aufgefaßt wird, wird sie auf die Morphologie und die Syntax reduziert; bei einer zu weiten Auffassung wird sie mit der Sprachwissenschaft schlechthin identifiziert. Vor allem die zu enge

Auffassung von Grammatik hat ihrem Ansehen in der Wissenschaft und in der Praxis erheblichen Schaden zugefügt.

Allerdings stehen sich längst (im Grunde seit Humboldt und de Saussure) zwei verschiedene Konzepte hinsichtlich des Umfangs der Grammatik gegenüber:⁸ Ein älteres Konzept von Grammatik (*im engeren Sinne*) versteht unter der Grammatik in der Tat nur die Lehre von den morphologischen und syntaktischen Regularitäten einer natürlichen Sprache, denjenigen Teil der Sprachwissenschaft also, der die Bildung verschiedener Formen gleicher Wörter (»Morphologie«) und die Verknüpfung von Wörtern und Wortgruppen zu Sätzen (»Syntax«) zum Gegenstand hat. Auf diese Weise bleibt die lautliche Seite (Phonetik/Phonologie), bleiben auch die Lexik (Wortlehre) und die Semantik (als Bedeutungsseite) ausgeklammert. Demgegenüber ist das jüngere Konzept von Grammatik (*im weiteren Sinne*) auf die Abbildung des gesamten Sprachsystems gerichtet – als eines Regelsystems, das die Menge aller möglichen Sätze einer Sprache definiert, das allen sprachlichen Produktions- und Rezeptionsprozessen zugrunde liegt. Dieses Regelsystem enthält nicht nur die formalen Bildungs- und Verknüpfungsregeln (von Morphologie und Syntax), sondern umfaßt alle Regeln der Zuordnung von Form und Bedeutung, von Ausdruck und Inhalt in der Sprache. Wie auch immer diese Seiten (in verschiedenen sprachwissenschaftlichen Richtungen) bezeichnet werden, jede Grammatik (in diesem weiteren Sinne) muß diese Zuordnungsbeziehungen erklären, auch wenn sie das nicht immer bewußt tut. Zu einer solchen Grammatik im weiteren Sinne gehören dann nicht nur die Morphologie und die Syntax, sondern auch die Phonetik/Phonologie, die Lexik und die Semantik.

Von besonderem Gewicht ist dabei das veränderte Verhältnis zwischen Grammatik und Lexik(on). Die engere Auffassung von Grammatik hat zu der herkömmlichen Trennung, ja zur Gegenüberstellung von Grammatik und Lexik (als zwei grundsätzlichen »Komponenten« der Sprache) geführt. Mitunter ist diese Trennung damit begründet worden, daß die Lexik Bedeutung habe, die Grammatik aber nicht, oder damit, daß zwischen ihnen ein grundsätzlicher funktionaler Unterschied bestünde, etwa in dem Sinne, daß die Lexik die Erscheinungen der Welt bezeichne oder benenne, daß aber die Grammatik Verknüpfungsregeln bereitzustellen habe.⁹

Solche globalen Begründungen sind mit Recht zurückgewiesen worden: Einerseits haben durchaus nicht alle Wörter oder Wortarten eine Bezeichnungsfunktion (man denke nur an solche »Funktionswörter« wie die Konjunktionen, die Artikel oder die Partikeln). Andererseits darf die Bedeutung keineswegs auf die lexikalischen Elemente beschränkt werden, da auch die meisten morphosyntaktischen Erscheinungen über Bedeutung verfügen (wenn auch nicht notwendig über Bedeutungen, die in direkter Weise den jeweiligen Formen zugeschrieben werden können). Die Semantik trennt also nicht die Grammatik und die Lexik, sondern verbindet sie.¹⁰ Dafür spricht schon der Umstand, daß manchmal dieselben Bedeutungen lexikalisch oder grammatisch (morphosyntaktisch) ausgedrückt werden können. Manches, was in *einer* Sprache morphosyntaktisch ausgedrückt ist (z. B. die Aspekte in den slawischen Sprachen, der Artikel im Deutschen), kann in *anderen* Sprachen lexikalisch ausgedrückt werden. Manche Bedeutungen können in *einer* Sprache sowohl morphosyntaktisch als auch lexikalisch ausgedrückt werden (etwa die Zukunftsbedeutung im Deutschen: Ich *werde* nach München *fahren* – Ich *fahre morgen* nach München).

Solche Einsichten haben zur Relativierung der Grenzen zwischen Grammatik und Lexikon geführt. Oft wird auf das Diktum von Schuchardt verwiesen, daß »das Wörterbuch keinen anderen Stoff als die Grammatik« darstelle, vielmehr nur »die alphabetische Inhaltsangabe zu ihr« liefere.¹¹ Auch anderswo ist frühzeitig erkannt worden, daß sich Grammatik und Wörterbuch überlappen, teilweise die gleichen Fakten darstellen, die Grammatik die allgemeinen, das Wörterbuch die besonderen Phänomene einer Sprache zu erfassen habe.¹² Besonders nachdrücklich hat – auf das Deutsche bezogen – H. Glinz aus der Schichthaftigkeit der Sprache und der Offenheit ihres Systems die Schlußfolgerung gezogen, daß es zwischen Grammatik und Lexikon keine starre Grenze gibt, daß die (grammatische) Systematisierung stufenweise abnimmt, daß folglich nur der »Grad der Einmaligkeit« eines Gefüges verschieden sei und »Grammatik« (im engeren Sinne) allenfalls eine Zusammenfassung dessen bedeutet, was sich in der Sprache an »verhältnismäßig allgemeiner Struktur« gegenüber den Einzelfällen abheben läßt.¹³

Von ganz anderen theoretischen Voraussetzungen her haben sich die Vorstellungen über das Verhältnis von Grammatik und Lexikon auch im Rahmen der generativen Grammatik gewandelt: In den frühen Arbeiten Chomskys¹⁴ gibt es noch keine eigene Lexikonkomponente in der Grammatik, in seiner »Standardtheorie«¹⁵ wird das Lexikon im Zusammenspiel der Komponenten noch unterschätzt, in der Folge bisweilen sogar zum Auffangbecken für grammatisch nicht erklärbare Irregularitäten degradiert. Inzwischen ist jedoch auch innerhalb dieses Rahmens das Lexikon aus der Peripherie in das Zentrum der linguistischen Aufmerksamkeit gerückt, ist es zur Komponente, ja zu einer wesentlichen Komponente der Grammatik geworden, weil sich im Lexikoneintrag die Informationen aus den anderen Repräsentationsebenen der Grammatik (aus der Semantik, aus der Syntax,

aus der Morphologie und aus der Phonologie) in spezifischer Weise bündeln und in integrativer Sicht der jeweiligen Lexikoneinheit zugeschrieben werden.¹⁶ In jeder Lexikoneinheit vollzieht sich die grammatische Zuordnung von Form- und Bedeutungsseite in jeweils spezifischer Weise.

Die damit verbundene Einsicht, daß es im Grunde keine lexikonfreie Grammatik, aber auch kein grammatikfreies Lexikon geben kann, entwickelte sich – übrigens weitgehend unabhängig von den genannten grammatiktheoretischen Diskussionen, eher bedingt durch den erstrebten Informationswert für den Benutzer – auch in der praktischen Grammatikographie. Sie findet ihren Niederschlag darin, daß mehrere neuere Grammatiken des Deutschen¹⁷ umfangreiche Lexikonfragmente enthalten (die man eigentlich von herkömmlichen Grammatiken nicht erwartet).¹⁸ Es genügte den Verfassern nicht, nur allgemeine Regeln anzugeben; sie waren vielmehr darauf bedacht, diese Regeln für die einzelnen Subklassen von Wörtern zu spezifizieren, auf die sie zutreffen. Das führte vielfach zur Aufnahme von umfänglichen Listen (z. B. zur Rektion von Verben und Adjektiven, zu den Funktionsverben), die die Zutreffensmöglichkeiten von allgemeinen (grammatischen) Regeln exemplifizieren. Das motivierte auch dazu, neben dem eigentlich grammatischen Befund (im engeren Sinne) – d. h. der Klassenbildung nach morphologischen, syntaktischen und/oder semantischen Merkmalen – zusätzlich dieselben Informationen, aber bezogen auf die jeweiligen Wörter, noch einmal in Gestalt alphabetischer Listen zu geben: So steht z. B. neben den Klassen der unregelmäßigen Verben (denen nur einzelne Verben als Demonstrationsbeispiele beigelegt sind) eine alphabetische Liste dieser Verben (wo die Informationen jeweils dem einzelnen Verb beigegeben werden).¹⁹ So finden wir neben einer allgemeinen syntaktischen und semantischen Beschreibung der Präpositionen und Konjunktionen (ausgerichtet auf Klassen, die

nur durch Beispiele illustriert werden) eine alphabetische Liste der Präpositionen und Konjunktionen (mit den Merkmalen aus den verschiedenen Ebenen unter integrativem Aspekt).²⁰ Auf diese Weise werden die gleichen Sachverhalte unter *unterschiedlichem Aspekt* – einmal unter dem Aspekt des *Allgemeinen* (der grammatischen Klassenbildung), das andere Mal unter dem Aspekt des *Besonderen* (von Eintragungen zu Wörtern als Lexikoneinheiten) – dargestellt. Ähnlich verhält es sich mit Lexikoneintragen zur Valenz der Verben einerseits²¹ und Satzmodellen (bzw. Satzbauplänen) andererseits; die letzteren stellen aus diesem Blickwinkel nichts anderes dar als grammatische Verallgemeinerungen von Lexikoneigenschaften.²² In jedem Falle erweist sich diese »Grenzüberschreitung« von der Grammatik zum Lexikon als sinnvoll, weil die Morphosyntax der Spezifizierung durch entsprechende lexikalische Einheiten bedarf.

Einer berechtigten Kritik ausgesetzt war nicht nur eine zu enge, sondern auch eine zu weite Auffassung der Grammatik, die Grammatik letztlich mit der Sprache bzw. mit der Sprachwissenschaft identifiziert. Eine solche Identifizierung liegt nahe, wenn von »Sprachtheorie« gesprochen, im Grunde aber nur die Grammatiktheorie gemeint wird – z. B. bei Chomsky²³ –, wenn die Grammatiktheorie zu einer Sprachtheorie schlechthin hypostasiert wird, wenn der Gegenstand der Sprachwissenschaft auf die Sprachkompetenz eines idealen Sprechers/Hörers in einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft reduziert wird. Auf diese Weise wird zwar eine für grammatische Zwecke nützliche und auch notwendige Abstraktion vorgenommen, werden jedoch Fragen der Verwendung der Sprache als Mittel der Kommunikation und als Handlungsinstrument weitgehend ausgeschlossen.²⁴ Es wird nur *ein* – wenn auch tragender – Aspekt der Sprache herausgehoben (der Aspekt der invarianten Beziehungen zwischen

Form- und Bedeutungsseite); es wird aber von den Varianten ihrer Verwendung abgesehen. Das führt nicht zu einer *Unter*, sondern zu einer *Überbewertung* der Grammatik, weil diese nicht in das Gesamtgefüge von Sprache, Kommunikation und Interaktion eingebunden worden ist.²⁵

Unter verstärktes Kreuzfeuer geriet die Grammatik jedoch seit dem etwa 1970 international beobachtbaren Paradigmenwechsel, der oft als »kommunikativ-pragmatische Wende« bezeichnet wird und – gerade in Reaktion auf die vorangegangene *Überbewertung* der Grammatik – zu einer weitgehenden Verlagerung des zentralen Interesses der Sprachwissenschaft von den internen Eigenschaften des Sprachsystems auf die Funktion der Sprache im komplexen Gefüge der Kommunikation und Interaktion führte. Die Sprachwissenschaft wandte sich diesen komplexeren Zusammenhängen zu und zugleich von der reinen »Systemlinguistik« ab (wie die Grammatik vielfach abschätzig genannt wurde); sie weitete ihren Gegenstandsbereich durch die Einbeziehung »systemexterner« Erscheinungen aus. Es entstanden auch neue Teildisziplinen wie z. B. Sprechakttheorie, Textlinguistik, Gesprächsanalyse, Soziolinguistik, die jeweils unterschiedliche Ausschnitte aus dem sehr komplexen Objektbereich darstellen, die folglich auch miteinander zusammenhängen.²⁶ Sie unterscheiden sich durch einen jeweils dominierenden Aspekt, können aber insgesamt als Ausprägungsarten bzw. Ausbuchstabierungen dieser kommunikativ-pragmatischen Wende angesehen werden.²⁷ Freilich bestand die Gemeinsamkeit dieser Richtungen eher in einem *negativen* als in einem *positiven* Bezugspunkt²⁸: Man wußte zwar, *wogegen* man war (gegen die Beschränkung auf das interne Zeichensystem der Sprache), aber nicht unbedingt, *wofür* man war.

Einigkeit bestand lediglich in der Notwendigkeit, den Gegenstand der Sprachwissenschaft zu erweitern, weil Sprache primär als Kommunikationsmittel und »Handlungsinstrument« aufgefaßt wurde.²⁹ Aber bereits in der Frage nach der Art dieser Gegenstandserweiterung zeigten sich erhebliche Differenzen: Manche wollten die Strenge und erklärende Kraft bisheriger grammatischer Theoriebildungen nicht preisgeben und strebten eher nach einer additiven Erweiterung bisheriger Modelle. Andere gingen weiter, wollten eine grundsätzliche Revision bisheriger Modelle und strebten eine von diesen Modellen weitgehend unabhängige Untersuchung der Kommunikation an. Das Zentrum dieses Streits war der Stellenwert der Grammatik (und damit auch die Beziehung zur bisherigen Systemlinguistik).

Namentlich bei der auf grundsätzliche Revision bedachten zweiten Gruppe geriet die Grammatik in das Kreuzfeuer der Kritik, wandte man sich doch (oft verbunden mit einer Überbewertung und Entleerung des Kommunikationsbegriffes) den neuen, vorher vernachlässigten Gegenständen der sprachlichen Kommunikation unter weitgehender Isolierung von der Grammatik zu. Das alte Wertesystem (mit der Grammatik und dem Sprachsystem als Zentrum) wurde einfach und undialektisch umgekehrt.

Es vollzog sich – in neuer Einseitigkeit – eine ersatzlose Abkehr von der Grammatik, die schließlich dazu führte, daß spezifisch sprachliche Aspekte in den Hintergrund traten und eher im Rahmen soziologischer, psychologischer und kommunikationstheoretischer Gesichtspunkte behandelt wurden.³⁰

Was als Gegenstandserweiterung legitim und notwendig war, wurde als Gegenstandswechsel, als Ersatz des alten Gegenstands (Sprachsystem) durch einen neuen Gegenstand (Kommunikation) verstanden und (miß)interpretiert.³¹ Die Polemik war immer dann inadäquat, wenn sich die kommunikativ orientierte

Linguistik gegen die Grammatik zu profilieren und von ihr abzukoppeln versuchte. Demgegenüber hat sich heute zunehmend die Einsicht durchgesetzt, daß das bisherige Wertesystem nicht einfach umgekehrt werden darf, daß das Sprachsystem vielmehr in Beziehung zu setzen ist zu anderen (kommunikativen, interaktionellen, psychologischen, sozialen) Determinanten und daß es eine entscheidende Rolle bei der Erforschung natürlicher Sprachen behält.

In diesem Zusammenhang ist auch die kontrovers diskutierte Frage aufgekommen, ob die kommunikativ orientierte Linguistik notwendigerweise auch zu einer neuen Art von Grammatik, zu einer »kommunikativen« oder »situativen Grammatik« führen müsse.³² Gegen die Befürworter eines solchen Standpunktes hat W. Admoni – wie wir meinen, zu Recht – argumentiert, daß »Grammatik Grammatik bleibt«³³, weil die kommunikativen Determinanten zwar ihre Projektionen in der Grammatik haben, aber selbst nicht einfach grammatischer Natur sind. In der Tat sind in der Grammatik keineswegs alle Ausdrucksformen pragmatisch motiviert oder auch nur markiert, wie umgekehrt auch nicht alle pragmatischen Faktoren ihren Reflex in der Grammatik haben.³⁴ Schlagwörter wie »kommunikative Grammatik« o. ä. bergen mindestens die Gefahr in sich, daß Grammatik und Kommunikation – bei allem Zusammenhang – vermischt werden und die Grammatik durch Erweiterung ihres Gegenstands (auf regelgeleitetes Verhalten überhaupt) überfordert wird.³⁵

Es verwundert nicht, daß unter dem Eindruck der »kommunikativ-pragmatischen Wende« in der Sprachwissenschaft auch im Sprachunterricht die Grammatik zunehmend ins Gerede gekommen ist, vor allem im Fremdsprachenunterricht unter dem Stichwort der »kommunikativen Orientierung«. Sie ist oft zur instrumentalen Komponente von situativer Kommunikation de-

gradiert, ihr Anteil am Fremdsprachenunterricht minimiert und ihr Charakter verschleiert worden.³⁶ Gewiß war der kommunikativ orientierte Fremdsprachenunterricht eine berechtigte Reaktion auf die vorangegangenen grammatischen Übersetzungsmethoden im Fremdsprachenunterricht, bei denen die Grammatik und die Übersetzung im Mittelpunkt standen. Ein solcher Unterricht vermochte zwar in der Regel bei den Lernern zu guten Kenntnissen über die Sprache, aber nicht zu sprachlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten in der Kommunikation zu führen. Im Resultat kannten die Lerner zwar die Regeln, konnten auch gut lesen und übersetzen (am besten die Wortarten und Satzglieder bestimmen), aber zumeist nicht sprechen und schon gar nicht frei kommunizieren (so wie das bei unserer Generation nach einem Fremdsprachenunterricht in der Schule der 40er Jahre leider der Fall war).

Dagegen richtete sich der kommunikativ orientierte Fremdsprachenunterricht mit dem legitimen Hauptziel einer »kommunikativen Kompetenz« (wie immer sie auch definiert wurde). Verbunden mit diesem Hauptziel waren jedoch Mißverständnisse und Irrtümer über den Weg zu diesem Ziel. Mancherorts verbarg sich hinter dem Postulat des kommunikativen Fremdsprachenunterrichts eine kurzschlüssige Aversion gegen die Sprachwissenschaft und speziell gegen die Grammatik. Man glaubte, die grammatischen Regeln seien »starr« und in einem kommunikativen Fremdsprachenunterricht letztlich überflüssig.

Es entstand die falsche Alternative »grammatische Regeln oder kommunikativer Fremdsprachenunterricht«.³⁷ Sie ist deshalb falsch, weil (grammatische) Regeln objektiv in der Sprache selbst vorhanden sind, deshalb auch von den Linguisten genau abgebildet und von den Sprechern interiorisiert und beherrscht werden müssen.³⁸

Insofern ist die Frage nach dem Wert oder Unwert der Grammatik im Fremdsprachenunterricht eine Scheinfrage, da jeder Sprecher über Grammatik verfügen und auch jeder Sprachunterricht Grammatik einschließen muß.

Eine andere Frage ist es, *wie* dies geschieht (ob z. B. explizit durch Regeln oder implizit durch Mustersätze bzw. prototypisches Sprachmaterial), *wann* dies geschieht und *wieviel* davon nötig ist – das sind bereits spezielle Fragen z.T. psychologischer und didaktisch-methodischer Art, die jedoch die Grundfrage »Pro oder contra Grammatik?« nicht berühren. Worum es bei diesem Streit eigentlich geht, ist nicht eine Entscheidung für oder gegen die Grammatik, sondern sind Probleme anderer Art, die sich aus der Notwendigkeit, aber auch aus den Grenzen der Grammatik im Fremdsprachenunterricht ergeben und etwa so umschrieben werden können:³⁹

- Es dürfen sich die grammatischen Regeln nicht nur auf die formale Morphosyntax beschränken (schon gar nicht auf Konjugations- und Deklinationsparadigmen), sondern sie müssen sich auf die Grammatik im weiteren Sinne erstrecken.
- Es gibt nicht nur grammatische Regeln (auch in diesem weiteren Sinne), sondern darüber hinaus auch kommunikative Regeln, die oft für die Verständigung noch wesentlicher sind als die grammatischen Regeln, über die aber bisher weniger bekannt ist: Wenn z.B. auf die Äußerung des Lehrers »*Kannst du mal die Tafel abwischen?*« ein Schüler mit der Äußerung reagiert »*Ja, ich kann es (wohl) tun*«, ist das zwar grammatisch korrekt (als Antwort auf eine Entscheidungsfrage), aber kommunikativ inadäquat, weil der Lehrer eine außerverbale Reaktion erwartet, die Entscheidungsfrage als Sprachhandlung der Aufforderung verwendet

wird und gemeint ist. Die genannte verbale Reaktion des Schülers wirkt eher wie ein Affront.

- Es gibt nicht nur (»starre«) Regeln der Standardsprache, sondern auch spezielle Regeln für einzelne Textsorten (z.B. Alltagssprache des Dialogs, Telegramm, wissenschaftliches Buch), die sich voneinander und von der Standardsprache unterscheiden.
- Vor allem dürfen die linguistisch ermittelten Regeln im Fremdsprachenunterricht nicht in linguistischer Weise vermittelt werden, sondern bedürfen der *Umsetzung* aus der linguistischen in eine didaktische Grammatik, d.h. letztlich in ein System von direkten Lehrmaterialien. Es handelt sich um einen Prozeß der *Adaption*, der von zahlreichen Faktoren abhängig ist und in der Theorie des Fremdsprachenunterrichts sehr umstritten ist, vor allem im Hinblick auf die Dominanzverhältnisse zwischen linguistischer Grammatik und Lehr-/Lernperspektive.⁴⁰ Grundsätzlich wird man jedoch zwei Irrwege vermeiden müssen: Weder dürfen linguistische (und damit auch grammatische) Erkenntnisse direkt in den Fremdsprachenunterricht übernommen werden, noch kommt der Fremdsprachenunterricht ohne Sprachwissenschaft (und damit auch ohne Grammatik) aus, weil didaktische Grammatiken zwar anderen Gesetzen als linguistische Grammatiken folgen, ihnen gegenüber aber inhaltlich nicht völlig autonom sind.

Die Grammatik geriet grundsätzlich ins Kreuzfeuer auch in einer Theorie, von der es viele am wenigsten erwartet hatten. In der generativen Grammatik waren von Anfang an zwei Aspekte miteinander verbunden: einerseits der philosophisch konzeptionelle Hintergrund der Theorie (gerichtet auf die Frage, wie unser sprachliches Wissen strukturiert, mental repräsentiert

und erworben wird), andererseits die formalen Mechanismen, die zur konsistenten Beschreibung von Einzelsprachen führen.⁴¹ Manche Linguisten orientierten sich vor allem an dem ersten, andere an dem zweiten Aspekt. Der konzeptionelle Hintergrund blieb weitgehend unverändert, wurde nur zunehmend vertieft. Es änderten sich jedoch (z.B. vom Standardmodell bis zur Rektions- und Bindungstheorie⁴²) ganz entscheidend die unterschiedlichen Erklärungsmodelle, die für die Beschreibung von Einzelsprachen beträchtliche Veränderungen einleiteten.

Diese Modifikationen führten zu einer Verlagerung des Interesses von Regeln und Repräsentationen über Prinzipien schließlich zu Metaprinzipien,⁴³ allgemein gesagt: zu einer zunehmenden Erweiterung, Vertiefung, Verallgemeinerung und Universalisierung, zu einer Universalgrammatik, die jedoch der einzelsprachlichen Parametrisierung bedarf. Damit ist die Frage verbunden, ob diese Schwergewichtsverlagerung des Gegenstandsbereichs der Grammatik in das Universale nicht von den zu beschreibenden Einzelsprachen zu weit abführt und den Gegenstandsbereich der Grammatik ebenfalls zu stark einschränkt (freilich in ganz anderer Weise, als das im Rahmen des anfangs beschriebenen »engen Grammatikkonzepts« der Fall war). P. Suchsland hat diese unbefriedigende Situation als »Chomskysches Dilemma« bezeichnet und auf diese Weise die ungelöste Spannung zwischen deskriptiver Adäquatheit und Erklärungsprinzipien angesprochen.⁴⁴ Seine berechtigte Frage »Ist die Grammatiktheorie noch zu retten?« ist veranlaßt durch die Furcht vor einer Art »Selbstauflösung« der Grammatik, davor, daß der zunehmende Verallgemeinerungsgrad und das generelle Erklärungsziel der generativen Grammatik schließlich die zu beschreibende Domäne einengt.

Wir finden in der Tat eine merkwürdige, ja paradoxe Situation vor: Nachdem sich die generative Grammatik viele Jahre

gegen die drohende Auflösung durch funktional-kommunikative und kommunikativ-pragmatische Konzepte hat wehren müssen und sich auch erfolgreich gewehrt hat, mit der Akzentuierung der [relativen] Autonomie der Grammatik, gerät nunmehr diese Autonomie in Gefahr, droht die Grammatik »in einer kognitiv-psychologischen Anschauung der Sprache zu verschwinden«. ⁴⁵ Wieder sind wir an einem Punkt, wo die Grammatik – im Interesse ihres eigenen Gegenstandes – zur Rechtfertigung gedrängt wird, weil sie in die Rolle einer bloßen Hilfsdisziplin gerät und letztlich in allgemeineren Zusammenhängen aufgeht.

Ähnliches vollzog sich übrigens bei Weisgerber, nur mit dem entscheidenden Unterschied, daß es bei ihm um einzel- und muttersprachliche Prägungen, hier jedoch um Universales geht. Wissenschaftsgeschichtlich gesehen ist es erstaunlich, daß die Grammatik im Kreuzfeuer steht in ganz unterschiedlichen Richtungen (in inhaltbezogenen, kommunikativ-pragmatischen und in generativistischen), in Richtungen, zwischen denen in der Sprachwissenschaft generell gerade die heftigsten Kontroversen ausgetragen worden sind und noch ausgetragen werden. Aber – wir wiederholen es – der Ausgangspunkt, von dem aus die Grammatik in das Kreuzfeuer geriet, ist natürlich sehr unterschiedlich.

Von den bisherigen Vorwürfen gegen die Grammatik müssen erst recht solche abgehoben werden, die nicht von Theorien und Gegenstandsbestimmungen her begründet sind, sich vielmehr eher vom komplexen Objekt der Sprache her (und – damit verbunden – von den praktischen Benutzern der Grammatik her) ergeben. Gemeint ist der Einwand, daß die Grammatik (als Abbildung) dem komplexen Objekt der Sprache nicht gerecht werden könne, zu starre Regeln und Klassen etabliere, die der Sprachwirklichkeit nicht entsprechen, weil sie zu viele »Ausnahmen« und »Übergänge« zulasse.

Anders ausgedrückt: Man beruft sich auf die »Widerspenstigkeit« des Objekts Sprache, das sich – auf den ersten Blick – gegen allzu strenge Regeln und Klassenbildungen der Grammatiken sperre, dies weitgehend unabhängig von unterschiedlichen Theoriebildungen. Das führt auch zu Irritationen bei den Benutzern von Grammatiken, deren Skepsis sich gegen das zu enge Korsett der Grammatiken richtet.

Diese Einwände hängen unter anderem zusammen mit der herkömmlichen Unterscheidung zwischen *deskriptiven* und *normativen* (oder auch *präskriptiven*) Grammatiken: Während die deskriptiven Grammatiken nur den existierenden Sprachgebrauch (ohne Werturteile) festhalten, also *beschreiben* wollen, was *ist*, möchten normative Grammatiken sagen, was richtig und falsch ist, möchten also *vorschreiben*, was *sein soll*. In der Vergangenheit bestand zwischen beiden eine nahezu unüberbrückbar scheinende Kluft, weil die Wissenschaft deskriptive Grammatiken schuf (die von der Schule kaum zur Kenntnis genommen wurden), die Schulgrammatiken aber normativ ausgerichtet waren (und deshalb von der Wissenschaft wenig ernst genommen wurden). Diese scharfe Trennung hat allerdings zunehmend an Bedeutung verloren, weil im Grunde nicht die Grammatik selbst, sondern nur ihr Gebrauch normativ ist, d.h. auch, daß jede Grammatik – manchmal auch gegen die Intention des Autors – normativ *verwendet* werden kann. Das ist der Fall, wenn z.B. von einem Grammatiker auf Grund von vielfältigen Belegen der Gebrauch des Konjunktivs bei einem Autor beschrieben wird, dann aber diese dort gefundenen Regularitäten als Normen für den Konjunktiv in der deutschen Standardsprache schlechthin ausgegeben werden.

Dazu kommt die in jüngerer Zeit oft an die Grammatik gestellte Forderung, zwischen grammatischen und ungrammatischen Sätzen zu unterscheiden. Diese Forderung ist nicht zu

erfüllen auf rein deskriptive Weise, etwa durch Sammlung von noch so vielen Belegen. Um zwischen »richtigen« und »falschen« Sätzen (und möglichen Graduierungen) unterscheiden zu können, bedarf es vielmehr der Erklärung durch Regeln.

H. Weinrich hat mit Recht die Geschichte der Grammatik als fortwährende Auseinandersetzung zwischen »Analogisten« (die nur Gesetze anerkennen) und »Anomalisten« gedeutet (die nur Gesetzlosigkeit sehen).⁴⁶ Der dabei entstandene »historische Kompromiß« ist die *Regel*, von der es aber immer auch – mehr oder weniger – *Ausnahmen* gibt. Hinter der den Grammatikern aufgegebenen Suche nach Regeln verbirgt sich das Postulat – auch darin folgen wir Weinrich –, soviel Analogie wie möglich und soviel Anomalie wie empirisch nötig zu bieten und damit die Grenze zwischen Analogie und Anomalie immer mehr zugunsten der Analogie zu verschieben. Dennoch bleiben – gerade dies bemängelt oft der praktische Benutzer – noch zahlreiche Ausnahmen, die zuweilen den Eindruck erwecken, als würden sie die Regeln entwerten. Das Ärgernis dieser »Ausnahmen« ist jedoch wesentlich durch die Beziehungen zwischen der Grammatik als Objekt der Erkenntnis und der Grammatik als linguistischem Abbild dieses Objektes erklärbar: Da die Erkenntnis der Sprache der Relativität unserer Erkenntnis unterworfen ist, handelt es sich bei vielen von diesen »Ausnahmen« (namentlich der älteren Grammatik) um noch nicht erkannte (aber doch prinzipiell erkennbare) Regeln. Tatsächlich ist vieles von dem, was früher als Ausnahme von der Regel galt, heute bereits als Regel erkannt und formulierbar geworden. Freilich handelt es sich dabei zumeist um spezielle Regeln, die nur für bestimmte Fälle und unter spezifischen Bedingungen gelten und unter eben diesen Bedingungen die (bereits vorher erkannte) allgemeinere Regel modifizieren. Weil der Erkenntnisprozeß von allgemeinen zu speziellen Regeln fortschreitet, ist es unzulässig, aus dem

Noch-nicht-erkannt-Sein von speziellen Regeln auf deren Nicht-existenz oder auf die vermeintliche »Starrheit« der allgemeineren Regel zu schließen. Was gestern noch Ausnahme war, kann heute schon Regel sein, und was heute noch als Ausnahme vermerkt wird, kann morgen schon als Regel erkannt sein.⁴⁷

Als widerspenstige Störfaktoren erweisen sich nicht nur die Ausnahmen, sondern auch die *Übergänge* zwischen den grammatischen Klassen und Kategorien, dasjenige, was H.-J. Heringer »grammatische Grenzgänger« genannt hat.⁴⁸ Im Gegensatz zu der von den Grammatikern angestrebten und vorgegebenen sowie von den Benutzern zumeist auch erwarteten strengen Systematik – mit gleichermaßen exhaustiven wie disjunkten Kategorisierungen – finden sich, in den Grammatiken schon im Bereich der Wortarten (scheinbar einfacher Kategorien) viele Fälle, die nicht eindeutig interpretierbar sind und deshalb auch in verschiedenen Grammatiken unterschiedlich zugeordnet werden. Das gilt nicht nur für den Bereich der Adverbien und der Partikeln, sondern auch für Konjunktionen und Präpositionen, sogar für »Hauptwortarten« wie Substantiv und Adjektiv. Daß die Grenzen unscharf sind, zeigen z.B. solche strittigen Fälle wie der substantivierte Gebrauch von Adjektiven (*der Verwandte – ein Verwandter*) oder Ableitungen von Städtenamen (*Münchener Bier*), bei denen die Zuordnung zu den Substantiven oder den Adjektiven umstritten ist – umstritten deshalb, weil die unterschiedliche Zuordnung auf verschiedenen Merkmalen (auf Kriterien verschiedener Ebenen) beruht.

Bleiben wir beim Adjektiv, so bietet diese (nur oberflächlich homogene) Wortklasse ein verwirrend uneinheitliches Bild, und dies wieder auf verschiedenen Ebenen:⁴⁹ Semantisch unterscheiden sich die qualitativen von den relativen Adjektiven, morphologisch gibt es solche, die deklinierbar oder nicht deklinierbar sind, sowie solche, die komparierbar oder nicht komparierbar sind,

syntaktisch wiederum sind Gruppenbildungen danach möglich, ob Adjektive attributiv, prädikativ und/oder adverbial verwendbar sind. Dieses durch das unterschiedliche Verhalten der Adjektive bedingte komplizierte Bild wird manchmal dadurch erklärt, daß man zwischen einem Zentrum und einer Peripherie der Adjektive (wie auch anderer Klassen) unterscheidet, genauer noch: zwischen einem Zentrum und verschiedenen Schichten der Peripherie, die sich immer weiter vom Zentrum entfernen. Im Zentrum der Adjektive hätten dann solche Exemplare ihren Platz, die alle Eigenschaften der Klasse haben, d.h. qualitative Adjektive, die sowohl deklinierbar als auch komparierbar, sowohl attributiv als auch prädikativ als auch adverbial verwendbar sind (z.B. *gut*, *freundlich*). In einer ersten Schicht der Peripherie müßte man diejenigen Adjektive ansiedeln, denen *ein* Merkmal fehlt (so sind z.B. Adjektive wie *schwanger* und *arbeitslos* nicht komparierbar, solche wie *hintere* und *innere* nicht prädikativ und adverbial verwendbar), in einer zweiten Schicht solche, denen *zwei* Merkmale fehlen (z.B. sind Farbadjektive wie *beige* und *lila* weder deklinierbar noch komparierbar, Adjektive wie *nächtlich* und *seiden* weder komparierbar noch prädikativ oder adverbial verwendbar) usw. Die äußere Peripherie bilden jene Adjektive, die überhaupt nur *ein* Merkmal haben, denen alle anderen Merkmale der Adjektive fehlen, z.B. solche Adjektive, die weder deklinierbar noch komparierbar, auch nicht attributiv und adverbial, sondern nur prädikativ verwendbar sind (z. B. *entzwei*, *schade*, *bange*, *schuld*)⁵⁰ – bezeichnenderweise solche Adjektive, die in manchen Grammatiken⁵¹ gar nicht mehr als Adjektive, sondern als »Partikeln« aufgefaßt werden (von denen sie sich aber wieder in wesentlichen Merkmalen unterscheiden).

Auf dieses Problem der Übergänge und der unscharfen Grenzen ist in unterschiedlicher Weise reagiert worden: Auf der einen Seite steht die Argumentation, daß die Grammatik zu stark

systematisiere (und damit ungerechtfertigterweise zu stark in den Gegenstandsbereich eingreife), daß man statt dessen eine schwächere Definierbarkeit mit Hilfe von Prototypen in Kauf nehmen müsse. Entsprechend müßte man z.B. im Zentrum der Adjektive – als innerem Kern – ein prototypisches Adjektiv ansetzen, von dem aus – je nach dem Fehlen verschiedener Merkmale – unterschiedliche Staffellungen in der Peripherie zugelassen werden müssen.⁵² Eine andere – scheinbar entgegengesetzte – Argumentation geht davon aus, daß man bei solchen Widersprüchen zwischen wenig systematischem Objekt und systematischer Abbildung die Schwäche vor allem in der *Abbildung* zu suchen habe (daß das Methodenarsenal eher zu schwach ausgebildet sei).⁵³

In Wahrheit schließen sich beide Argumentationen nicht aus, genügt es doch auch bei prototypischer Interpretation nicht, die jeweiligen grammatischen Klassen entsprechend den vorhandenen Merkmalen in ein Zentrum und die peripheren Bereiche aufzugliedern. Unverzichtbar ist auch in diesem Rahmen die explizite Erklärung und Anwendung unterschiedlicher Kriterien, unverzichtbar wohl auch die Forderung nach einer gleichermaßen exhaustiven wie disjunkten Kategorisierung, weil sich sonst die Grammatik selbst ihrer Möglichkeiten beraubt und ihre Ansprüche nicht mehr erfüllen kann, alle Sätze einer Sprache hinsichtlich ihrer Form-Bedeutungs-Zuordnung zu beschreiben.

Unser Streifzug sollte zeigen, daß die Grammatik nach wie vor im Kreuzfeuer steht, wenn auch in anderer Weise, als das vor über 40 Jahren bei Weisgerber vorhersehbar war. Das von ihm diagnostizierte »Ende der Grammatik« ist allerdings nicht eingetreten.

Im Gegenteil: *Trotz* oder vielleicht gerade wegen des fortwährenden, aber zugleich stimulierenden Kreuzfeuers – späte-

stens hier verliert das militante Bild seine Schärfe – hat die Grammatik (nicht zu eng, aber auch nicht zu weit aufgefaßt) in den letzten Jahrzehnten hervorragende Ergebnisse, für das Deutsche z.B. auch mehrere gewichtige Grammatiken, hervorgebracht. Viele neue Einsichten haben das Bild von den Zuordnungen zwischen Formen und Bedeutungen bereichert und wesentlich präzisiert. Manche Zusammenhänge stellen sich heute freilich indirekter und vielschichtiger dar als früher angenommen.

Anmerkungen

- 1 L.Weisgerber: Grammatik im Kreuzfeuer. In: *Wirkendes Wort* 1950/51, S.130.
- 2 Vgl. L.Weisgerber: Sprachwissenschaftliche Methodenlehre. In: *Deutsche Philologie im Aufriß*. Hrsg. W. Stammer. Berlin/Bielefeld 1952, S.10; vgl. auch L.Weisgerber: Die wirkungsbezogene Sprachbetrachtung. In: *Wirkendes Wort* 5/1963, S.264; L.Weisgerber: Die vier Stufen in der Erforschung der Sprachen. Düsseldorf 1963.
- 3 Vgl. L.Weisgerber: Vom Weltbild der deutschen Sprache. I. Halbband. Düsseldorf 1953, S.103 f.
- 4 L.Weisgerber: Grammatik im Kreuzfeuer, a. a. O., S.139.
- 5 Vgl. auch L.Weisgerber: Das Tor zur Muttersprache. Düsseldorf 1961, S.28 ff.
- 6 Vgl. ebenda, S.101 ff.; L.Weisgerber: Grammatik im Kreuzfeuer, a. a. O., S.137 ff.
- 7 L.Weisgerber: Das Tor zur Muttersprache, a. a. O., S.7 f.
- 8 Vgl. ausführlicher G. Helbig: Zum Verhältnis von Grammatik und Lexikon (aus der Sicht der Sprachwissenschaft und des Fremdsprachenunterrichts). In: *Deutsch als Fremdsprache* 3/1988, S.160 ff.
- 9 Vgl. etwa M. Kertész: Einige Bemerkungen zur Frage des Verhältnisses von Grammatik und Lexik. In: *Kontrastive Studien Ungarisch-Deutsch*. Hrsg. J. Juhász. Budapest 1980, S.97 f.
- 10 Vgl. ebenda, S.103 ff.; vgl. auch G. Helbig: Zum Verhältnis von Grammatik und Lexikon, a. a. O., S.161 ff.
- 11 Hugo-Schuchardt-Brevier. Ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft. Hrsg. L. Spitzer. Halle 1922, S.127.
- 12 Vgl. z.B. O. Jespersen: *The Philosophy of Grammar*. London 1924, S.32; H. Sweet: *The Practical Study of Languages*. London 1964, S.125; H. Bergenholtz/J. Mugdan (Hrsg.): *Lexikographie und Grammatik*. Tübingen 1985, S.14 f.
- 13 Vgl. H. Glinz: *Die innere Form des Deutschen*. Bern/München 1961, S.40, 393 f., 477.
- 14 Vgl. z.B. N. Chomsky: *Syntactic Structures*. The Hague 1957.

- 15 Vgl. N.Chomsky: Aspekte der Syntax-Theorie. Frankfurt (Main)/Berlin 1969.
- 16 Vgl. ausführlicher R. Steinitz: Lexikalisches Wissen und die Struktur von Lexikon-Einträgen. In: Linguistische Studien (ZISW) A/116. Berlin 1984, S.1 ff.
- 17 Vgl. z.B. G. Helbig/J. Buscha: Deutsche Grammatik – Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig/Berlin/München 1992; U. Engel: Deutsche Grammatik. Heidelberg 1988.
- 18 Vgl. dazu ausführlicher G. Helbig/J. Buscha: Zielstellung, Spezifika und Umfeld der »Deutschen Grammatik – Ein Handbuch für den Ausländerunterricht«. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 16. München 1990, S. 193 f., 200 f.
- 19 Vgl. G. Helbig/J. Buscha: Deutsche Grammatik, a. a. O., S.37 ff.
- 20 Vgl. ebenda, S.401 ff., 445 ff.
- 21 Vgl. z.B. G. Helbig/W. Schenkel: Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben. Leipzig 1973; H. Schumacher (Hrsg.): Verben in Feldern. Valenzwörterbuch zur Syntax und Semantik deutscher Verben. Berlin/New York 1986.
- 22 Zu dieser Diskussion vgl. H. Sitta: Wie sinnvoll ist es, heute noch von Satzbauplänen zu sprechen? In: Dependenz und Valenz. Hrsg. M. Eichinger/H.-W. Eroms. (Soll erscheinen:) Hamburg 1994; G. Helbig: Zur Rezeption und Weiterentwicklung des Tesnière'schen Valenzkonzepts. In: Strukturelle Syntax und mentale Prozesse. Hrsg. G. Gréciano/H. Schumacher. (Soll erscheinen:) Tübingen 1994.
- 23 Vgl. N. Chomsky: Aspekte der Syntax-Theorie, a. a. O., S.13 ff.
- 24 Vgl. dazu G. Helbig: Entwicklung der Sprachwissenschaft seit 1970. Leipzig 1986, S.97 ff.
- 25 Vgl. dazu auch W. Neumann (Hrsg.): Theoretische Probleme der Sprachwissenschaft. Berlin 1976, S. 246 ff., 725 ff.; vgl. auch H. Glinz: Forderung an Grammatik in der Schule und an dafür geeignete Sprachbücher. In: Grammatik und Deutschunterricht. Hrsg. U. Engel/S. Grosse. Aus: Sprache der Gegenwart 44. Düsseldorf 1978, S.13 ff
- 26) Vgl. G. Helbig: Entwicklung der Sprachwissenschaft seit 1970, a. a. O., S.13 ff.
- 27 Vgl. ebenda, S.148 ff.
- 28 Vgl. ausführlicher W. Hartung: Kommunikation und Text als Objekte der Linguistik – Möglichkeit, Wünsche und Wirklichkeit. In: Zeitschrift für Germanistik 3/1987, S. 275 ff.

- 29 Vgl. besonders W.Motsch: Sprache als Handlungsinstrument. In: Linguistische Studien (ZISW) A/40. Berlin 1977.
- 30 Vgl. auch W.Motsch: Sprechaktanalyse – Versuch einer kritischen Wertung (I). In: Deutsch als Fremdsprache 6/1984, S. 328.
- 31 Vgl. auch W.Hartung: Über die Gesellschaftlichkeit der Sprache. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 11/1981, S. 1311.
- 32 Vgl. ausführlicher G. Helbig: Kommunikativer Grammatikunterricht – Ziele, Möglichkeiten und Grenzen. In: Deutsch als Fremdsprache 1/1986, S.14 ff.
- 33 W.Admoni: Grammatik bleibt Grammatik. In: Linguistische Studien (ZISW) A/63. Berlin 1979.
- 34 Vgl. ausführlicher G. Helbig: Grammatik (Lunder Symposium 1978). Hrsg. I. Rosengren. Lund 1979, S.11 ff.
- 35 Vgl. auch G. Helbig/W.Motsch: Abschließende Zusammenfassung. In: Sprache und Pragmatik (Lunder Symposium 1984), Hrsg. I. Rosengren. Stockholm 1985, S.414 f.
- 36 Vgl. dazu und zum folgenden ausführlicher G. Helbig: Grammatik und kommunikativer Fremdsprachenunterricht. In: Fremdsprachen lehren und lernen (FLuL) 20/1991, S.7 ff.; G. Helbig: Wieviel Grammatik braucht der Mensch? In: Deutsch als Fremdsprache 3/1992, S. 150 ff.
- 37 Vgl. dazu G. Helbig: Starre Regeln oder kommunikative Orientierung des Fremdsprachenunterrichts? In: Deutsch als Fremdsprache 2/1987, S. 65 ff.
- 38 Vgl. ausführlicher G. Helbig: Zum Verhältnis von Grammatik und Fremdsprachenunterricht. In: Deutsch als Fremdsprache 1/1972, S.10 ff.; G. Helbig: Sprachwissenschaft – Konfrontation – Fremdsprachenunterricht. Leipzig 1981, S. 49 ff.
- 39 Vgl. G. Helbig: Grammatik und kommunikativer Fremdsprachenunterricht, a. a. O., S.18 f.
- 40 Vgl. z.B. K.-R. Bausch (Hrsg.): Beiträge zur Didaktischen Grammatik. Probleme, Konzepte, Beispiele. Königstein (Ts.) 1979; L. Jung: Linguistische Grammatik und Didaktische Grammatik. Frankfurt (Main) 1975; C. Gnutzmann/D. Stark (Hrsg.): Grammatikunterricht – Beiträge zur Linguistik und Didaktik des Fremdsprachenunterrichts. Tübingen 1982.
- 41 Vgl. ausführlicher G.Fanselow/S.W.Felix: Sprachtheorie. Eine Einführung in die generative Grammatik. 2 Bände. Tübingen 1987.

- 42 Vgl. N.Chomsky: Lectures on Government and Binding. Dordrecht (Holland)/Cinnaminson (USA) 1981.
- 43 Vgl. M.Bierwisch: Probleme der biologischen Erklärung natürlicher Sprache. In: Biologische und soziale Grundlagen der Sprache. Hrsg. P.Suchsland. Tübingen 1992, S.25 ff.
- 44 Vgl. P.Suchsland: Ist die Grammatik noch zu retten? Ebenda, S.385 ff.
- 45 Ebenda, S.386.
- 46 Vgl. H.Weinrich: Für eine Grammatik mit Augen und Ohren, mit Händen und Füßen – am Beispiel der Präpositionen. Opladen 1976, S.5 f.
- 47 Vgl. G.Helbig: Starre Regeln oder kommunikativer Fremdsprachenunterricht? A. a. O., S.66.
- 48 Vgl. H. J. Heringer: Grammatische Grenzgänger. In: Linguistische und didaktische Grammatik. Hrsg. J. Buscha / J. Schröder. Leipzig 1989, S.56 ff.
- 49 Vgl. bereits W.Motsch: Syntax des deutschen Adjektivs. Berlin 1964; vgl. auch G.Helbig / J. Buscha. Deutsche Grammatik, a. a. O., S.308 ff.
- 50 Vgl. M. D. Stepanowa / G. Helbig: Wortarten und das Problem der Valenz in der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig 1978, S. 99 ff.
- 51 Vgl. U. Engel: Deutsche Grammatik, a. a. O., S.767 ff.
- 52 Vgl. H. J. Heringer: Grammatische Grenzgänger, a. a. O., S. 64 f.
- 53 Vgl. z. B. W. Neumann: Rezension zu W. Jung – Grammatik der deutschen Sprache. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 4/1967, S.378.